

Marianne Jehle-Wildberger

«Wo bleibt die Rechtsgleichheit?»



Marianne Jehle-Wildberger

# «Wo bleibt die Rechtsgleichheit?»

Dora Rittmeyer-Iselin (1902–1974)  
und ihr Einsatz für  
Flüchtlinge und Frauen

TVZ

Theologischer Verlag  
Zürich

VGS

Verlagsgenossenschaft  
St. Gallen

Autorin und Verlag danken der Ortsbürgergemeinde St. Gallen, der Gesellschaft Pro Vadiana, der Kulturförderung der Stadt St. Gallen, der Kulturförderung des Kantons St. Gallen, der Arnold Billwiller Stiftung und Dorothe Rittmeyer-Homberger für ihre freundliche finanzielle Unterstützung.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2018 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich

unter Verwendung einer Foto von Dora Rittmeyer und Sohn Heiner, ca. 1942

© Archiv Heiner und Dorothe Rittmeyer-Homberger, Zürich.

Druck

ROSCH-BUCH GmbH, Schesslitz

ISBN 978-3-290-18177-2: TVZ

ISBN 978-3-7291-1173-8: VGS

© 2018 Theologischer Verlag Zürich, [www.tvz-verlag.ch](http://www.tvz-verlag.ch)

VGS Verlagsgenossenschaft St. Gallen, [www.vgs-sg.ch](http://www.vgs-sg.ch)

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.





# INHALT

Vorwort .....	9
Kindheits- und Jugendjahre .....	11
Begeisterung für die Musik .....	23
Heirat mit Ludwig Rittmeyer und Familie .....	31
Musik als Berufung: Vorlesungen, Aufsätze und Kritiken ..	43
Einstieg in die Frauenbewegung .....	53
Die Frauenbewegung .....	53
Präsidentin der St. Galler Sektion der Akademikerinnen (1931–1936) .....	58
Präsidium des Lyceum Clubs St. Gallen (1936–1942) .....	60
Einsatz für jüdische Flüchtlingskinder .....	67
Der Politiker und Nazigegner Ludwig Rittmeyer .....	67
Dora Rittmeyer – Ersatzmutter jüdischer Flüchtlings- kinder .....	71
Der Zweite Weltkrieg und die Deportationen von 1942 ...	89
Noch einmal Flüchtlinge .....	107
Einsatz für die Frauen. Präsidium der Frauenzentrale St. Gallen (1945–1960) .....	117
Eine schwierige Beziehung: Elsa Mettler und Dora Rittmeyer .....	117
Erneut Flüchtlinge: Die Grenzlandhilfe (1945–1949) .....	124
Nicht nur Pflästerli: Soziales Engagement der Frauen- zentrale St. Gallen .....	127
Die Ausstellung «150 Jahre Frauenarbeit im Kanton St. Gallen» (1953) .....	136
Kampf für die Gleichberechtigung der Frau .....	141
Abschied von der Frauenzentrale .....	150

Ehrenvolles Präsidium: Der Bund Schweizerischer Frauenvereine (1959–1965) .....	153
Von der Frauenzentrale	
zum Bund Schweizerischer Frauenvereine .....	153
«Wo bleibt die Rechtsgleichheit?»	
Dora Rittmeyer und die SAFFA 58 .....	158
Chefin einer umfassenden und komplexen Organisation ...	165
Die Weltbürgerin Dora Rittmeyer .....	168
Innenpolitische Themen – und Abschied	
von Ludwig Rittmeyer .....	175
Eine zündende Idee: Das Konsumentinnenforum .....	182
Abschied vom Präsidium des Bunds Schweizerischer Frauenvereine .....	185
Die Europäerin: Dora Rittmeyer und das Centre Européen du Conseil International des Femmes .....	191
Zum Schluss .....	201
Anhang .....	207
Rede Ludwig Rittmeyers an der Flüchtlingsdebatte	
im Nationalrat, 22. September 1942 .....	207
Dank .....	218
Verzeichnis der Abkürzungen .....	218
Quellenverzeichnis .....	220
Literaturverzeichnis .....	221
Personenverzeichnis .....	230
Bildnachweis .....	234
Anmerkungen .....	235



## VORWORT

Julia Dorothea Rittmeyer-Iselin, wie sie mit vollständigem Namen hiess, verkörperte wie kaum eine andere Schweizerin während 40 Jahren die nationale Frauenbewegung. Auf kluge und unpathe-tische Art diente sie der Sache der Frau bis in die höchsten Ämter. Die vorliegende Biografie ist deshalb mit zahlreichen Einblicken in die allgemeine Schweizer Frauengeschichte des 20. Jahr-hunderts verbunden.

Wichtig war Dora Rittmeyer, wie sie in der Folge genannt wird, das langjährige Präsidium der Frauenzentrale St. Gallen. Sie kämpfte unerschrocken für soziale Reformen sowie für die beruf-liche und politische Gleichberechtigung der Frau. Die SAFFA 58<sup>1</sup> war eng mit ihrem Namen verknüpft. «*Wo bleibt die Rechts-gleichheit?*» fragte sie in der von ihr gestalteten Ausstellungshalle. Diese Frage sollte sie immer wieder neu stellen. Kurz nach dem Schock über die verlorene eidgenössische Abstimmung über das Frauenstimmrecht von 1959 übernahm sie das Präsidium des Bunds Schweizerischer Frauenorganisationen und verfocht weiter-hin zäh die Interessen der Frauen. So geht das Konsumentinnen-forum wesentlich auf sie zurück. Den Gipfel ihrer Karriere erreichte Dora Rittmeyer als Präsidentin der europäischen Frauen-organisation CECIF.<sup>2</sup> Über den Austausch mit Frauen anderer Länder freute sie sich sehr.

Für diese Ämter war sie prädestiniert dank Herkunft, Bildung, gesundem Menschenverstand und hoher Intelligenz, verbunden mit kommunikativem Talent, Empathie und politischem Gespür. Ein politisches Amt lag jedoch nicht drin. Sie starb 1974 zweiund-siebzighjährig – drei Jahre nach der erfolgreich verlaufenen zweiten Abstimmung über das Frauenstimmrecht.

Die dramatischen Ereignisse rund um das nationalsozialisti-sche Deutschland bestimmten ihr Wirken in der Mitte ihres Lebens. Jahrelang engagierte sie sich mit grosser Energie für jüdi-

sche Flüchtlingskinder. Um die 600 wurden von ihr betreut, viele von ihnen persönlich. Hinsichtlich der damaligen restriktiven Flüchtlingspolitik war das nicht einfach. Von einer Mitkämpferin wurde sie als «klare und konsequente Frau» gewürdigt.<sup>3</sup>

Auch beherbergten Dora und ihr Mann Ludwig Rittmeyer während mehrerer Jahre einen jüdischen Flüchtlingsknaben. Ludwig Rittmeyer setzte sich wiederholt im Nationalrat für die Flüchtlinge ein. Im Rahmen ihrer Arbeit in Frauenverbänden behielt Dora Rittmeyer die Flüchtlinge auch nach dem Krieg im Blick. Die Flüchtlings- und Frauenarbeit leistete sie ehrenamtlich.

Die Musik begleitete Dora Rittmeyer ihr ganzes Leben hindurch. Als Tochter der grossbürgerlichen Basler Familie Iselin widmete sie dem Musizieren bereits in ihrer Jugend viel Zeit. Sie spielte Klavier und Geige, sang auch gern. Nach der Matura studierte sie Musikwissenschaft und erwarb den Dokortitel. Von ihrer Heirat an in St. Gallen lebend, hielt sie als eine der ersten Dozentinnen an der Handelshochschule (heute Universität) musikwissenschaftliche Vorlesungen, und das während vieler Jahre mit zunehmendem Erfolg. Regelmässig besprach sie Konzerte in der Tagespresse.

Laut ihrem Sohn Heiner wirkte Dora Rittmeyer nach aussen manchmal forsch, im Grunde genommen sei sie aber überaus sensibel gewesen und habe ein mitfühlendes Herz gehabt.<sup>4</sup> Ihrem Mann, dem Anwalt und Nationalrat Ludwig Rittmeyer, stand sie als ebenbürtige Partnerin zur Seite. Umgekehrt wurde sie von ihm zu ihrem vielfältigen ausserhäuslichen Engagement ermutigt und unterstützt. Ihren beiden Söhnen war sie eine liebevolle Mutter. Dass der ältere Sohn Dieter schwer erkrankte und im Alter von achteinhalb Jahren starb, stürzte sie in tiefe Trauer. Umso mehr widmete sie sich daraufhin ihren öffentlichen Aufgaben. Kraft schöpfte sie aus der Musik, aus der Familie und aus ihrem Glauben.

Beide Ehegatten standen für eine tolerante, menschenfreundliche, weltoffene Schweiz ein. Hinsichtlich der Frauenrechte gehört Dora Rittmeyer zu den wichtigsten Wegbereiterinnen der modernen Schweiz.<sup>5</sup>

## KINDHEITS- UND JUGENDJAHRE

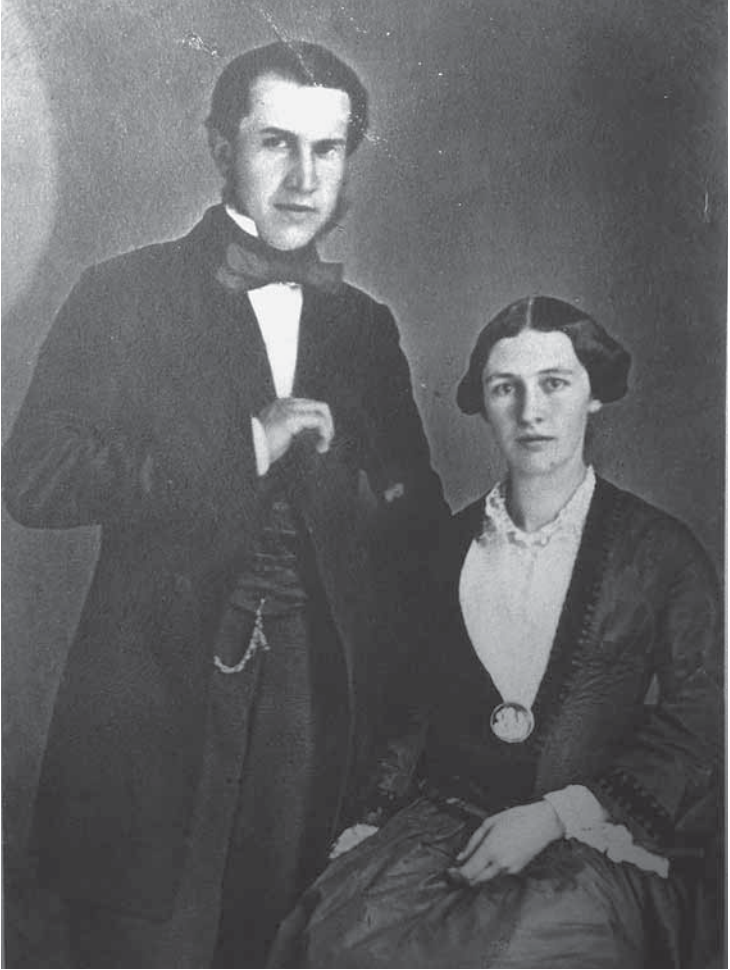
Dora Rittmeyer-Iselin wurde am 6. März 1902 als drittes Kind des Schappfabrikanten<sup>6</sup> Alfred Iselin und der Sophie geb. Vischer in Basel geboren.<sup>7</sup> Wie die Namen der Eltern und der Beruf des Vaters zeigen, gehörte das Elternpaar dem Kreis der grossbürgerlichen, politisch und religiös meist konservativen, alten evangelischen Basler Familien an.<sup>8</sup> Heiraten zwischen Angehörigen dieses Milieus waren häufig. Viele der Männer waren Fabrikanten, Bankiers, Juristen, Ärzte oder Pfarrer. Geschäftstüchtigkeit, Bildungsbeflissenheit, Kirchentreue, Verantwortungsbewusstsein, Gemeinsinn und soziales Engagement wurden gross geschrieben. Typischerweise hatte man zahlreiche Kinder. Zu einem guten Teil wohlhabend, pflegte man in diesen Familien einen puritanischen Lebensstil, gönnte sich beispielsweise höchstens am Sonntag ein Dessert. Man kleidete sich unauffällig, aber geschmackvoll. Die Damen sparten mit Schmuck. Zurückhaltung, oft auch eine gewisse Sprödigkeit, waren verbreitet. All dies sollte später auch auf die erwachsene Dora zutreffen.

Die Frömmigkeit in diesen Basler Familien war meistens pietistisch geprägt. Sonntäglicher Kirchenbesuch war die Norm. Männer und Frauen betätigten sich in karitativen, der Kirche nahe stehenden Organisationen. Es bestanden enge Beziehungen zur Basler Mission, zu von religiösen Kreisen gegründeten Spitälern und Heimen und zur Evangelischen Predigerschule, die von 1876 bis 1915 bestand und jungen Männern ohne Matura eine allgemeinbildende sowie solide theologische Ausbildung zum Pfarrerberuf bot.<sup>9</sup> Doras Vorfahre Isaak Iselin (1728–1782) war ein Mitbegründer der Helvetischen Gesellschaft und danach Gründer der Basler Gesellschaft zur Aufmunterung und Beförderung des Guten und Gemeinnützigen (heute Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige). Die Männer dieses Basler Milieus waren oft Patrons alten Stils. Sie pflegten einen bestimmten, aber freundlichen

Umgangston mit ihren Untergebenen. Grosszügig spendeten sie an wohltätige Institutionen, präsidierten diese oft, ohne es an die grosse Glocke zu hängen. Die Frauen machten Besuche bei Kranken, Witwen und Waisen und veranstalteten Bazare zu deren Gunsten.<sup>10</sup>

Der Grossvater Dora Iselins, Alfred Iselin sen., war bereits Schappefabrikant gewesen.<sup>11</sup> Zur Ausbildung in der damals neuen Fabrikationstechnik für die Seidenverarbeitung hatte er sich als junger Mann in Deutschland, Frankreich und in Manchester umgesehen. Die Schappefabrik in Niederschönthal, wie die Bahnstation Frenkendorf-Füllinsdorf damals hiess, geht im Wesentlichen auf ihn zurück. Dora Iselins Vater Alfred Iselin jun. (1863–1924) war seit 1886 Mitarbeiter, dann Teilhaber der Schappefabrik. Doch hielt der Grossvater die Fäden des Unternehmens bis zu seinem Tod 1904 in der Hand. Der Vater Doras scheint eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen zu sein.<sup>12</sup> Er hatte das Gymnasium in Basel besucht, dann während zwei Jahren an der Faculté Technique in Lausanne studiert, worauf ihn sein Vater – vor Studienabschluss – ins Geschäft rief. Er ermöglichte ihm allerdings, während eines Zwischenjahrs in England sein Englisch zu verbessern, und die Seidenverarbeitung in diesem Land sowie danach auch in Italien kennen zu lernen. Auch sollte er im Ausland Geschäftskontakte anknüpfen.

1896 heiratete Alfred Iselin jun. die junge Sophie Vischer. Der Ehe entsprangen sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter.<sup>13</sup> Ulrich Iselin, der ältere der beiden Söhne, schreibt über seinen Vater: «Alfred Iselin, der, bei aller Bestimmtheit im Auftreten, die grosse Gabe besass, mit Höher- und Niedrigergestellten zu verkehren, ohne sich zu vergeben, war sowohl bei der Arbeiterschaft als auch bei den Angestellten sehr geschätzt und beliebt, und er wurde viel um Rat angegangen.»<sup>14</sup> Er hatte, so Ulrich Iselin, ein grosses Pflichtgefühl und einen fast unerschütterlichen Gottesglauben. Jeden Abend arbeitete er bis tief in die Nacht hinein. Neben der Geschäftsführung war er Oberst im Militär. Während des Ersten Weltkriegs leistete er monatelang Dienst. Daneben war er sozial tätig, engagierte sich für die Mädchenanstalt in Frenkendorf und war Präsident eines Erholungsheims.<sup>15</sup> Für die



*Die Grosseltern Alfred und Julie Iselin-Merian,  
1826–1904/1830–1908.*

Familie, so immer noch der Sohn Ulrich, sei Alfred Iselin wenig Zeit geblieben.

1921 erkrankte Alfred Iselin an einer Brustfellentzündung, die sich zu einer Tuberkulose auswuchs. Er begab sich zur Kur nach Arosa, wo ihn seine 19-jährige Tochter Dora, wie sie meist genannt wurde, gelegentlich besuchte. Und hier lernte sie ihren späteren Ehemann Ludwig Rittmeyer kennen. Dieser weilte, ebenfalls wegen Tuberkulose, in demselben Kurhaus. Ludwig Rittmeyer genas – bis zur Hochzeit dauerte es allerdings noch acht Jahre.

Doras Mutter Sophie (eigentlich Emma Sophia, 1875–1956) war die Tochter Wilhelm Vischers (1833–1886), der Theologie und Geschichte studiert hatte und am Ende seiner Berufslaufbahn Professor für Schweizer Geschichte an der Universität Basel war.<sup>16</sup> Für seine wissenschaftlichen Verdienste erhielt er von ihr den Dr. iur. h. c. Dazu war er Mitglied des Grossen Rats und des Kirchenrats, den er 1883 aber verliess, nachdem der Bekenntniszwang, d.h. die Verbindlichkeit des Apostolikums, aufgegeben worden war. Das letzte Detail ist aussagekräftig: Doras Mutter stammte aus einer streng «gläubigen» Familie. Auch ihr selbst bedeutete das Christentum viel. Nach ihrer Heirat mit Alfred Iselin im Jahr 1896 stand sie einem grossen Haushalt vor. Die Pflege der jüngeren Kinder überliess sie zu einem guten Teil dem Kindermädchen. Nur die älteren Kinder kamen in engeren Kontakt zur Mutter.<sup>17</sup> Heiner Rittmeyer, Sohn von Dora Rittmeyer-Iselin, schreibt, seine Mutter habe vieles vom Wesen «dieser tapferen und beherrschten, aber grossherzigen, grundgütigen und auch von ihren Grosskindern geliebten Frau» übernommen.<sup>18</sup> Schon im Krieg, während der häufigen Abwesenheiten ihres Mannes Alfred im Militärdienst, vor allem aber nach seinem frühen Tod 1924, lastete die Verantwortung für die Familie auf der Mutter. Das machte diese selbstständig und auch etwas herrschsüchtig, was Dora nicht unkritisch wahrnahm.<sup>19</sup>

Die Familie Iselin wohnte von 1906 an im Haus «Zur weissen Rose» an der Gartenstrasse 95, unweit des Basler Bahnhofs.<sup>20</sup> Im Familienwappen der Iselins figuriert eine weisse Rose. Das Haus hatte 17 Zimmer, teils waren die Räume getäfert. An den Wänden der Wohnzimmer hingen Ahnenporträts. Der Esstisch liess sich



*Die Familie Iselin 1910/1911 (Ausschnitt), von links nach rechts  
Hans-Jörg, Helene, Adèle, Dora (alle sitzend), Elisabeth stehend.  
Ulrich fehlt, Esther ist noch nicht geboren worden.*

fast endlos ausziehen, so dass bis zu vierundzwanzig Personen Platz fanden. Der grösste Raum war der Wintergarten, die «weisse Halle», in welchem in der kalten Jahreszeit die Kübel mit den Orangen- und Zitronenbäumchen standen. Hinter dem Haus dehnte sich ein grosser Garten aus. An dessen Ende barg sich unter hohen Bäumen ein Pavillon im griechischen Stil. Neben dem erwähnten Kindermädchen gab es zwei weitere Dienstboten und eine Köchin.

Im Kreis ihrer sechs Geschwister fühlte sich Dora Iselin wohl. In unmittelbarer Nachbarschaft befand sich das Haus der Familie

Vischer, d. h. der Eltern ihrer Mutter, mit denen man engen Kontakt pflegte. Jahre später und bis in ihre alten Tage erzählte Dora Rittmeyer gerne von den «Familiientagen» und den sonstigen Begegnungen mit den vielen Verwandten der väterlichen und mütterlichen Familien. Dabei muss es sehr fröhlich zu- und hergegangen sein, schon wegen der vielen Cousins und Cousinen.

Die Sommerferien verbrachte die Familie Iselin im nahe gelegenen Niederschönthal (Frenkendorf-Füllinsdorf), wo sich, wie erwähnt, die Textilfabrik des Vaters befand. Und zwar wohnte man im Haus «Zur Trotte». Schon Alfred Iselin sen. hatte das oben am Hang gelegene Gut erworben. Zu ihm gehörten Garten, Rebberge und Wiesland. Wie eine Enkelin schreibt, war die «Trotte» ein Kinderparadies.<sup>21</sup> Stets sei man von der «Grossmama» (Sophie Iselin-Vischer) am Bahnhof abgeholt worden. Sofort gingen die Kinder dann im «Kalthaus» nachschauen, ob dort schon Gravensteiner-Äpfel oder Brombeeren lagerten und ob es noch den Sandhaufen gab. Sie spielten Federball oder zogen sich mit einem Buch in das von Rosen bepflanzte Rondell zurück. Bei Regenwetter sass die Grossmama im Kinderspielzimmer bei den kleineren Kindern, die sich gerne mit der «Dittibadeanstalt»,<sup>22</sup> die über eine echte Dusche verfügte, vergnügten. Zum «Zvieri» gab es Brot mit von der Grossmama eigenhändig hergestellter Butter und Zieger oder Honig. Zum Frühstück lag stets ein Stücklein Speck auf dem Teller. Man habe aber erst essen dürfen, nachdem

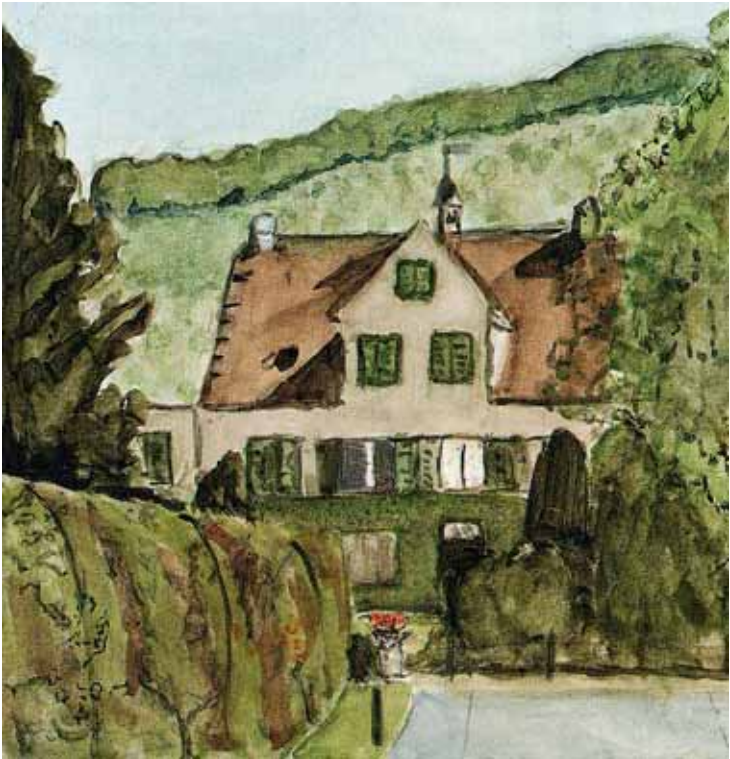


*Dora Iselin beim Theaterspielen.*



die Grossmama aus der Bibel vorgelesen und alle zusammen ein Kirchenlied gesungen hätten. Auch die Dienstboten seien bei dieser Morgenandacht dabei gewesen. Die «Grossmama» habe, wie Enkelinnen erzählen, emsig wollene, «fürchterlich altmodische» Dreiecktücher für die Mädchen im Anstältli<sup>23</sup> unten in Frenken-dorf gestrickt. – In Basel veranstaltete sie jeweils am Mittwoch Spielnachmittage für die Enkel.<sup>24</sup>

Die junge Dora begeisterte sich für die Musik. Diese Neigung teilte sie mit ihrem Vater. Überhaupt spielte in der Familie Iselin die Hausmusik eine grosse Rolle. Dora nahm Klavier-, Geigen- und Gesangsstunden. Oft musizierte sie zusammen mit Geschwis-



*Die «Trotte». Ausschnitt aus einem Aquarell von Adèle Pestalozzi-Iselin, 1918.*

tern oder mit Cousins und Cousinen. Sie war fähig, je nach Stück den Part des Klaviers, der Geige oder der Bratsche zu übernehmen. «Grosse Freude», so Dora Rittmeyers Sohn Heiner, «bereitete ihr [...] die Mitwirkung an Studienaufführungen aus der Opernliteratur. Das Kostüm des Lottchen aus Ditters von Dittersdorfs Singspiel *Das Lottchen am Hofe* liegt noch heute in einer Scharadenkiste aufbewahrt.»<sup>25</sup> Dora produzierte sich bei der zuletzt genannten familieninternen Aufführung als Sängerin. – Die Musikkultur im Haus Iselin hatte ein hohes Niveau.

Wie es im grossbürgerlichen Basler Milieu der Brauch war, besuchte Dora nicht die öffentliche Primarschule, sondern während vier Jahren die Mädchenschule von «Fräulein F. Diez».<sup>26</sup> Schulort war die Eulerstrasse 13, zu Fuss nur wenige Minuten von der Gartenstrasse entfernt. 1908, im Jahr des Schuleintrittes Doras, gab es in der Diez-Schule 43 Schülerinnen in vier Klassen – eine privilegierte Situation, wenn man bedenkt, dass öffentliche Primarschulklassen damals oft vierzig und mehr Schüler und Schülerinnen zählten. Der Lehrplan und die Lehrmittel waren dieselben wie an den öffentlichen Schulen.

Man würde erwarten, dass die intelligente Dora anschliessend an die seit 1899 bestehende Gymnasialabteilung der städtischen Töcherschule St. Leonhard geschickt worden wäre. Dem war nicht so. Vielleicht erschien das Mädchengymnasium den Eltern Dora Rittmeyers als zu akademisch und zu emanzipatorisch. Denn diesen Anstrich gab sich das Mädchengymnasium von Anfang an. Dora besuchte hingegen die in vornehmen Basler Kreisen hoch gelobte Privattöcherschule, die von der Pariserin J. Pauline Gutlé zusammen mit «Fräulein» Elisabeth Jachmann geführt wurde. Sie befand sich an der Leonhardstrasse, ab 1916 in der Aeschenvorstadt 22.<sup>27</sup> Die Gutlé-Schule war traditionell ausgerichtet, das Frauenbild, das sie vertrat, konservativ, aber gleichzeitig elitär: Die Schülerinnen sollten zu gebildeten gesprächsfähigen Partnerinnen ihrer zukünftigen Ehemänner und zu verantwortungsbewussten Müttern erzogen werden und lernen, einem grossen bürgerlichen Haushalt vorzustehen. Der Schulbesuch dauerte sechs Jahre. An seinem Ende mussten die Schülerinnen eine Prüfung ablegen.



*Dora Iselin  
als Gutlé-Schülerin  
im Jahr 1917*

Pauline Gutlé<sup>28</sup> hatte die Schule in Basel – nach einer Lehrtätigkeit in Neuilly bei Paris – im Jahr 1895 übernommen. Zu jenem Zeitpunkt zählte die Schule in sechs Klassen 46 Schülerinnen, alle evangelisch und alle in Basel wohnhaft. 1912, als Dora eintrat, waren es 93 Schülerinnen, darunter einige Katholikinnen, die von über zehn Lehrpersonen unterrichtet wurden. Darunter gab es Frauen, aber auch Männer, vereinzelt mit Dokortitel. In dieser Schule gab es nur wenig Absenzen und keine Austritte. Im Stundenplan figurierten neben den obligaten Fächern Religion, Deutsch und Mathematik auch Geschichte, Geografie, Chemie, Physik, Gesang, Zeichnen, Kunstgeschichte und Handarbeit. Auf Stufe 6 gab es eine Stunde Astronomie. Auch wurde – fakultativ – Latein angeboten. Man kann also von einem beinahe gymnasialen Niveau ausgehen. Was die französische und die englische Sprache betrifft, erhielten die Schülerinnen der Gutlé-Schule vielleicht sogar besseren Unterricht als am Gymnasium. Denn Französisch unterrichtete die Französin Pauline Gutlé selbst. Die auf einem

ostpreussischen Gut aufgewachsene Elisabeth Jachmann war ausgebildete Lehrerin und hatte etliche Jahre als Erzieherin in England und Schottland gewirkt. In Basel unterrichtete sie Englisch und Deutsch. Beide Lehrerinnen legten neben der Sprachbeherrschung grossen Wert auf die Literaturgeschichte.

Als Pauline Gutlé 1921 starb, widmeten ihr die *Basler Nachrichten* einen ausführlichen Nachruf: Die geniale Leiterin habe ein enges Verhältnis zwischen Lehrpersonen und Schülerinnen gefördert und sei eine überragende geistige Persönlichkeit gewesen. Ob in Französisch-, Kunstgeschichte- oder Religionsstunden, habe sie die tiefsten Fragen des Lebens mit den Schülerinnen diskutiert. Stets habe sie ihnen die Freiheit ihrer Überzeugung gewährt, ihre Urteilskraft zu stärken versucht und sie zu exaktem Denken herausfordern wollen. Sie sei so durchdrungen gewesen von dem Gedanken Pascals, dass «Wissen ohne Gewissen der Ruin der Seele» sei, dass es ihr höchstes Bestreben gewesen sei, die ihr anvertrauten Töchter durch die Bildung des Herzens zu guten Menschen zu machen. Sie sei streng gewesen, aber von allen Schülerinnen innig verehrt worden. Der Journalist verschweigt nicht, dass es sich um eine Standesschule handelte. Beim Tod von Elisabeth Jachmann urteilten die *Basler Nachrichten*, sie und Gutlé hätten das kulturelle Leben Basels geprägt.<sup>29</sup> Jahrzehnte später stellte der Historiker und Diplomat Carl Jakob Burckhardt in einem Brief an den Schriftsteller Rudolf Alexander Schröder die Gutlé-Schule in leicht spöttischen, wohl aber recht treffenden Worten folgendermassen vor: Es sei «eine furchtbar feine Schule [gewesen], die nur von ‹Töchtern› aus der ‹Dalbe› [St. Alban] besucht wurde [...], und die Partnerin Mademoiselle Gutlés aus Paris-Kolmar war Fräulein Jachmann, Tochter des preussischen Admirals gleichen Namens». Dort sei «auf strengste selektioniert» worden, aber längst nicht bei allen Mädchen sei es gelungen, sie zu zivilisieren.<sup>30</sup>

Als erwachsene Frau sprach Dora Rittmeyer gelegentlich anerkennend von der Gutlé-Schule. Sie habe den «beiden Lehrerinnen Bleibendes zu verdanken, vor allem die meisterliche Beherrschung der deutschen und der französischen Sprache».<sup>31</sup> – Alle fünf Schwestern Iselin besuchten zuerst die Diez-Schule, die vier



*Familie Iselin 1945, 70. Geburtstag von Grossmama Iselin-Vischer. Ludwig Rittmeyer ganz rechts, stehend hinter ihm Dora Rittmeyer, Heiner Rittmeyer links hinter dem Trachtenmädchen.*

älteren auch die Gutlé-Schule. Die jüngste Schwester, Esther, war allerdings froh, dass ihr, als Folge des Todes von Pauline Gutlé, der Besuch dieser Schule erspart blieb. Und auch die andern Schwestern Doras erzählten offenbar nicht nur Positives über Pauline Gutlé. Sie muss bei der Umsetzung ihrer löblichen Erziehungsziele sehr streng gewesen sein. Esther besuchte das städtische Mädchengymnasium, verzichtete aber auf ein Universitätsstudium.<sup>32</sup> Die zweitjüngste Iselin-Tochter, Helene, machte auf Umwegen die Matura und begann anschliessend ein Studium der Theologie, das sie dann aber abbrach.<sup>33</sup>



## BEGEISTERUNG FÜR DIE MUSIK

Nach Abschluss der Gutlé-Schule im Jahr 1918 siedelte die nun 16-jährige Dora Iselin nach Genf über. Ein Welschlandjahr war bei Töchtern aus «gutem Hause» üblich. Sie sollten ihr Französisch perfektionieren und die als vorbildlich geltende französische Lebensart kennenlernen. Häufig betätigten sich diese «höheren Töchter» als Erzieherinnen. Doras ältere Schwester Elisabeth weilte bei einer Pfarrerfamilie. Bei wem Dora in Genf wohnte, ist nicht zu eruieren. Jedenfalls widmete sie sich dem Studium der Musik,<sup>34</sup> und zwar im Institut Jaques-Dalcroze.<sup>35</sup> Diese Musikschule bestand erst seit 1915, genoss aber bereits einen hervorragenden Ruf. Der Gründer, Emile Jaques-Dalcroze (1865–1950), war Komponist und Musikpädagoge.<sup>36</sup> Er gilt als der Erfinder der rhythmischen Gymnastik, dank welcher das Wesen der Musik besser erlebbar werden sollte. Dazu war er von der repetitiven arabischen Musik angeregt worden – eine Zeitlang hatte er als Dirigent in Algier gewirkt. Seine Musik- und Bewegungsschule beeinflusste die Heilpädagogik, den Ausdruckstanz und die Pantomime. Oberstes Ziel war es, die Musikalität im Menschen zu entwickeln. Jaques-Dalcroze erhielt für seine pionierhafte Arbeit verschiedene Auszeichnungen. Der jungen Dora Iselin tat sich eine wunderbare neue Welt auf.

Ab 1919 wieder in Basel, nahm sie erneut bei den Eltern Wohnsitz und bildete sich in Musik weiter. Eine ihrer Lehrerinnen war die international bekannte Violinistin Anna Hegner.<sup>37</sup> Doras Eltern scheuten offensichtlich keine Kosten, die Tochter bei den bestmöglichen Lehrkräften ausbilden zu lassen. Daneben besuchte sie während drei Semestern als Hörerin musikwissenschaftliche Vorlesungen an der Universität.<sup>38</sup> Bemerkenswert sind zwei Briefe,<sup>39</sup> die sie Ende 1920 und Anfang 1921 an den Psychiater John E. Staehelin<sup>40</sup> richtete. Den ersten schrieb sie ihm, als er sich soeben mit ihrer älteren Schwester Elisabeth verlobt hatte.

Basel, Gartenstrasse 95, 14. Dez. 1920

Lieber Herr Doctor

Sie wissen oder wissen auch nicht, dass ich schon lange Lisebeths geheimes Hangen und Bangen teilte. Darum freue ich mich nun doppelt, meine geliebte Schwester so riesig glücklich zu sehen; denn glücklich ist sie im Besitz Ihrer Liebe, das muss ich Ihnen zugestehen! [...] Lisebeth ist eben in meinem Zimmer gewesen und hat mich so lange angestrahlt. [...] ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen, dass Sie unsere Lisebeth errungen haben. [...] Mit herzlichem Gruss, Ihre

Schwester [...]»

«Schwägerin», fügte sie im Nachwort hinzu, wolle sie nicht heissen, sondern eben «Schwester». Der Brief zeugt von der engen Vertrautheit der beiden ältesten Schwestern Iselin. Der Brief wirkt jungmädchenhaft und vielleicht etwas schwämerisch. Doch John E. Staehelin scheint es Dora nicht übel genommen zu haben, im Gegenteil: Er schenkte der musikbegeisterten kleinen Schwägerin in spe einen Klavierauszug, und das wusste sie zu schätzen:

«Basel, Gartenstrasse 95, 18. III. 1921

Lieber John

Jetzt bekommst Du also auf diesem meinem allerschönsten Briefpapier eine offizielle Dankadresse. Ich habe nun den Ring des Nibelungen erhalten und möchte Dir [...] für das grossartige Geschenk danken. Ich musste nun, um diesen Prachtbänden den gebührenden Ehrenplatz anweisen zu können, im Musikschrankchen [einiges] rauswerfen. Jetzt stehen Rheingold und Götterdämmerung einträchtig zwischen Figaros Hochzeit und Fidelio. Denn modernere Klavierauszüge als die von Mozart und Beethoven besitzen [...] wir bis jetzt nicht. [...] Letzten Montag hatten wir bis nach 11 Uhr Proben für das Bachchorkonzert. Es ist riesig interessant, unter [Könnern?] zu spielen.»



Vermutlich spielte sie an diesem Konzert Geige oder Bratsche. Was die Klavierauszüge betrifft, schrieb sie einige Jahre später: «Ich hatte während einiger Jahre Gelegenheit, ganz regelmässig vierhändig zu spielen, und erinnere mich mit grösstem Vergnügen daran, dass ich jeweilen vor jedem Sinfoniekonzert des Winters alle erhältlichen Werke vierhändig durchgespielt habe. Mit grösster Freude und besserem Verständnis habe ich seither nie mehr Konzerte besucht [...]».<sup>41</sup> Ihr Herz schlug auch für das Cello, wie sie als verheiratete Frau verriet: «Ich muss gestehen, so oft ich einem ganz guten Cellisten, etwa einem Casals [...] zuhöre, packt mich eine leidenschaftliche Reue, dieses Instrument nicht spielen zu können [...], nichts geht über eine Cantilene eines Cellos. Nichts bewegt mich mehr als der tiefe, leidenschaftliche Gesang dieses herrlichen Instrumentes.»<sup>42</sup> Es war kein Zufall, dass sie ihren Sohn Heiner Cellostunden nehmen liess.<sup>43</sup>

Dora Iselin erkannte aber, dass «eine künstlerische Laufbahn ausser Reichweite lag. Doch mit dem Schicksal einer Haustochter in damaliger Manier» wollte sie sich nicht zufriedengeben.<sup>44</sup> Sie war wohl die intellektuellste unter den fünf Schwestern.<sup>45</sup> Zunächst, vom Mai 1923 bis zum März 1924, besuchte sie das Institut Minerva in Basel und bestand in Zürich die kantonale Matura. Dann setzte sie sich mit ihrem ehrgeizigen Wunsch durch, ein Studium in Musikwissenschaft an der Universität Basel aufzunehmen. Das entsprach wohl nicht den Vorstellungen ihrer konservativen Eltern, doch sie fanden sich damit ab. Dora hatte sich offensichtlich zu einer selbstbewussten jungen Frau entwickelt. Ihre Schwestern bildeten sich nach der Schulzeit in Sprachen, Musik und manuellen Tätigkeiten weiter. Wie bereits erwähnt, begann die Schwester Helene zwar ein Studium in Theologie, brach es aber ab, als sie einen jungen Pfarrer heiratete, während die jüngste Schwester, Esther, die über die eidgenössische Matur verfügte, es nicht für nötig hielt zu studieren.<sup>46</sup> Übrigens betrug im Stichjahr 1928 der Anteil der Frauen an den Studierenden der Schweizer Universitäten erst 7,6 %.<sup>47</sup> Dora Iselin muss an der Universität – und speziell in ihrem Fach – eine exotische Erscheinung gewesen sein.

Neben Musikwissenschaft im Hauptfach studierte sie französische und italienische Philologie. Das Italienische vertauschte sie

dann mit dem Englischen.<sup>48</sup> Das Sommersemester 1925 verbrachte sie in München, das letzte Semester in Berlin. Mehrheitlich absolvierte sie ihr Studium aber in Basel. Ihr Hauptlehrer in Musikwissenschaft, einer damals noch jungen Disziplin, war der in St. Gallen aufgewachsene Appenzeller Karl Nef.<sup>49</sup> Dessen wissenschaftliches Werk gilt als aussergewöhnlich reich.<sup>50</sup> In seiner «Einführung in die Musikgeschichte» spannt Nef den Bogen von der Musik der Vorgeschichte und des Altertums bis ins 20. Jahrhundert mit Gustav Mahler, Jan Sibelius, Arnold Schönberg, Carl Orff, Dimitri Schostakowitsch und Benjamin Britten.<sup>51</sup> Eines seiner Hauptinteressen war die Geschichte der Instrumente. Damals noch ungewohnt, setzte er sich für die Verwendung des Cembalos bei Musik des 17. und 18. Jahrhunderts ein. Es lag ihm an Stiltreue.<sup>52</sup>

Zwischen 1923 und 1928, dem Jahr der Dissertation Dora Iselins, hielt Nef Vorlesungen und Seminare u. a. zu: Die Chormusik des 16. Jahrhunderts; Richard Wagner, Oper und Drama; Musikinstrumente, ihr Bau und ihre Geschichte; Die Orgelmusik von den Anfängen bis zu Bach und Händel; Die Melodien des deutschschweizerischen reformierten Kirchengesangbuchs;



*Die Studentin Dora Iselin.*

Schweizerische Musikgeschichte; Haydn, Mozart und Beethoven; Lehrbücher von Quantz, Philipp Emanuel Bach und Leopold Mozart; Das deutsche Lied vom Minnesang bis zur Romantik; Die Musikpraxis im 17. Jahrhundert.<sup>53</sup> Dora Iselin besuchte wohl die meisten dieser Lehrveranstaltungen, mit Sicherheit aber die letzte, denn ihre Dissertation ist Biagio Marini gewidmet, einem italienischen Musiker des 17. Jahrhunderts.

«Biagio Marini, sein Leben und seine Instrumentalwerke»,<sup>54</sup> lautet der Titel der Dissertation. Dora rekonstruiert akribisch den Lebenslauf des Musikers und Komponisten und analysiert mit sichtlichem Vergnügen einige seiner Werke. Die Dissertation zeigt ihre Qualitäten als Wissenschaftlerin auf, zeugt aber auch von Begeisterungsfähigkeit und Beharrlichkeit, Charaktereigenschaften, die sie ihr Leben lang auszeichnen sollten. Doktorvater war Karl Nef;<sup>55</sup> Marini figuriert bereits in seiner «Einführung in die Musikgeschichte».<sup>56</sup> Vor Dora hatte sich aber – mit Ausnahme des Berliner Musikwissenschaftlers Alfred Einstein – kaum jemand eingehend mit Marini befasst.<sup>57</sup> Überhaupt stand die Erforschung der italienischen Musik des frühen 17. Jahrhunderts noch in den Kinderschuhen.



*Die Dissertation über  
den italienischen Musiker  
Biagio Marini (1594–1663)*

Für die Biografie Marinis recherchierte Dora monatelang in den Staatsarchiven von Brescia, Padua, Venedig, im Liceo Musicale in Bologna, im Museo Civico von Padua, in der Marciana und im Museo Civico in Venedig, klaubte Mosaikstein um Mosaikstein aus den alten Dokumenten.<sup>58</sup> Sie entdeckte Behaltenswertes und Bewegendes. Insbesondere war Marini für sie einer der besten Meister im Violinspiel, dazu einer der begabtesten Komponisten seiner Zeit. Diese Sicht hat sich heute durchgesetzt. Die wichtigsten Resultate ihrer Dissertation seien hier festgehalten. Zuerst die Biografie:

Biagio Marini wurde 1594 in Brescia geboren, damals ein Zentrum der Musik und des Geigenbaus.<sup>59</sup> Nach einer ersten Stelle in seiner Geburtsstadt arbeitete er während zwei Jahren in Venedig, und zwar unter Monteverdi.<sup>60</sup> Dann begab er sich in den Dienst von Grafen und Fürsten, zuerst bei den Farnese in Parma. Anschliessend verliess er Italien: Von 1623 an war er während vieler Jahre beim Wittelsbacher Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm in Neuburg an der Donau tätig.<sup>61</sup> Dass der mächtige Pfalzgraf evangelisch-reformiert, Marini katholisch war, scheint kein Hindernis gewesen zu sein, obwohl damals der Dreissigjährige Krieg tobte. Nachdem Marinis erste Frau gestorben war, schloss er eine zweite Ehe mit Helene Hanin, einer Schwäbin, von der er zwei Kinder hatte.<sup>62</sup> Dora Iselin stöberte eine Urkunde auf, die den Erwerb des Doferhofes durch die Hofkammer zu Neuburg als Lehen für den Hofkapellmeister Biagio Marini dokumentiert, was ihm ein komfortables Leben erlaubte.<sup>63</sup> Einmal liess man ihm, so ein anschauliches Detail, «von Ihrer Frstl. [Fürstlichen Hoheit] Fischen» einen halben Zentner Karpfen zukommen, ein anderes Mal ein Fass Nektarwein, auch vier Fuder Holz.<sup>64</sup> Mit dem Pfalzgrafen reiste Marini oft nach seinem Stammsitz in Düsseldorf und nach Brüssel. Dann verliess er Deutschland.<sup>65</sup>

Es folgt eine jahrelange Lücke in Dora Iselins Lebenslauf Marinis.<sup>66</sup> Darnach verortet sie ihn in Mailand. Sie berichtet von einer dritten Heirat: Nach dem Tod der zweiten Frau heiratete er die vornehme Mailänderin Marguerita Taega, bekam von ihr drei Kinder.<sup>67</sup> Später trat er als «Capellae Magistro» erneut in den Dienst des Pfalzgrafen.<sup>68</sup> Dann nahm er eine Stelle in Venedig an, 1649